Betet, Brüder und Schwestern ...

Für eine überzeugendere Sprache in der Liturgie

In den folgenden Überlegungen zu einer Sprache der Liturgie, die heute überzeugen kann, möchte ich eine kurze Bestandsaufnahme vornehmen, was um 1990 herum die Diskussionsthemen waren, wenn es um Sprache in der Liturgie ging. Dann möchte ich zeigen, was sich in der entsprechenden Diskussion und der Einbeziehung der Brüder und Schwestern in den letzten Jahren verändert hat. Schließlich möchte ich einige Punkte nennen, die mir heute für eine gelingende Sprache wichtig sind; sie beziehen sich auch, aber nicht nur auf die „Brüder und Schwestern". **Benedikt Kranemann**

Liturgie und Frauenfrage" ist der Titel eines Sammelbandes, den 1990 die Liturgiewissenschaftlerin Teresa Berger und ihr Kollege Albert Gerhards herausgegeben haben. Als das Buch erschien, war die Frage nach der Rolle von Frauen in der Liturgie ein Thema, das u.a. Studierende bewegte und in vielen Gemeinden die Gemüter erhitzte. In diesen Jahren begann die Arbeit an einem neuen Messbuch. Das Projekt firmierte unter der wenig glücklichen Überschrift „Messbuch 2000". Die Frage nach einer „frauengerechten" Liturgie und einer passenden Sprache spielte in den Diskussionen der Arbeitsgruppen und der interessierten kirchlichen Öffentlichkeit eine Rolle. Heute, Jahrzehnte später, hat sich die Großwetterlage geändert. Für viele Jüngere sind das keine Fragen mehr, die im Vordergrund stehen. Ist das eine Reaktion auf tatsächliche oder nur empfundene Übertreibungen der Vergangenheit? Sind die wirklich kritischen Geister längst gegangen? Haben sich die Verhältnisse in der Kirche so verändert, dass man mit dem Status quo leben kann? Gibt es eine unausgesprochene Resignation, dass sich ohnehin nichts zum Besseren ändern wird?

DER DISKUSSIONSSTAND UM INKLUSIVE LITURGIESPRACHE IN DEN 1990ER JAHREN

Wenn man den erwähnten Sammelband aufschlägt, ist man überrascht, wie viele historische Aspekte zur Rolle von Frauen in der Liturgie behandelt werden. Es gibt eine reiche Geschichte von Frauen und Liturgie. Ob es um die Diakonin geht, die sehr weitreichende Beteiligung von Nonnen an der Liturgie des Frühmittelalters in Gallien, eine Hildegard von Bingen oder eine Teresa von Avila in den Blick rücken, die Liturgie der Reformationskirchen oder des jüdischen Hauses thematisiert werden – Liturgiegeschichte greift entschieden zu kurz, wenn sie die Rolle von Frauen nicht eigens thematisiert. Teresa Berger hat in späteren Arbeiten wiederholt ein-

Benedikt Kranemann

geb. 1959, Dr. theol., seit 1998 Professor für Liturgiewissenschaft in Erfurt; Leiter des Theologischen Forschungskollegs an der Universität Erfurt; Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft katholischer LiturgiewissenschaftlerInnen e.V.

gefordert, dieser spezifischen Rolle breiter nachzugehen und den Fokus in der liturgiegeschichtlichen Forschung entsprechend zu setzen (vgl. *Berger* 2008, 209-223). Es ist in dieser Richtung leider nicht allzu viel passiert.

Die Kritik an der Liturgie der Gegenwart betraf 1990 zunächst die Sprache. Balthasar Fischer, damals der *Grand Seigneur* der deutschsprachigen Liturgiewissenschaft, äußerte sich zur inklusiven Sprache in der Liturgie. Er warnte vor einer willkürlichen Veränderung von Texten wie des Vaterunsers, sprach sich klar für die Anrede „Brüder und Schwestern" vor Lesungen aus, kritisierte „Verkürzungen weiblicher Gottesaussagen in der Liturgie" (*Fischer* 1990, 366). Er ermutigte aber auch zu mehr Courage: „Niemand kann verbieten, bei freigeschaffenen Orationen, etwa am Ende eines selbständigen Wortgottesdienstes, die ‚weiblichen' Aussagen des Alten Testaments über Gott [...] im Korpus der Orationen einzubringen. Wer will zum Beispiel verbieten, in einer Oration zu sagen: Herr, himmlischer Vater, du tröstest uns, wie eine Mutter ihren Sohn tröstet (Jes 66,13)!" (*Fischer* 1990, 365).

JE EIGENE ANLIEGEN

Teresa Berger bemerkte in Bezug auf das damalige Gotteslob, dass eine Revision des Gebet- und Gesangbuches in Aussicht stehe. Für die Liturgiewissenschaftlerin war dabei ein wichtiger Aspekt, neben anderen, die Inklusivität der Sprache, aber nicht minder die Berücksichtigung christlicher Frauentraditionen (vgl. *Berger* 1990, 412). Sie hatte zuvor schon kritisiert, dass an vielen Stellen in Gebeten und Liedern Frauen unsichtbar blieben, dass tradierte Liedtexte zu Lasten von Frauen entschärft worden seien, weibliche Gottesbilder zu wenig Berücksichtigung fänden und Frauen stereotypisiert würden. Ihr Resümee fiel differenziert aus: „Dem Gotteslob ist einerseits durchaus kein heilloser Patriarchalismus vorzuwerfen [...]. Andererseits ist das Katholische Gebet- und Gesangbuch aber auch von einer bewußten Reflexion auf die vielfache Marginalisierung von Frauen und Frauentraditionen weit entfernt" (*Berger* 1990, 411). Ein weiteres Thema waren sog. „Frauengeschichten" im nachkonziliaren Lektionar, Aspekte des Frauenbildes in Messformularen für Heiligen- und insbesondere Marienfeste, die Leitung von Gottesdiensten durch Frauen. Interessant ist aus heutiger Perspektive ein Aufsatz von Bernhard Einig, der sich mit „‚Brüderlichkeit' und ‚Schwesterlichkeit' im Neuen Geistlichen Lied" befasste. Zum einen zeigt er, dass auch in diesen zeitgenössischen Lieddichtungen manches Fragezeichen zu setzen ist. Einig ging aber 1990 bereits einen Schritt weiter und trug zu einer wichtigen Perspektivenweitung zu: „Der ernsthafte Versuch einer weitgehenden Integration von ‚Schwestern und Brüdern' im Geistlichen Lied kann sich nicht darauf beschränken, nur exklusiven oder Frauen diskriminierenden Sprachgebrauch zu vermeiden. Das Ernstnehmen der ‚Geschwisterlichkeit' im Sinne von wahrer Partnerschaft aller Menschen als gleichermaßen von dem einen Gott gewollte und geschaffene Personen verlangt daneben nach hoher Sensibilität für die je eigenen *Anliegen* der Mitmenschen – und zwar der Frauen wie der Männer" (*Einig* 1990, 560).

DIE ENTWICKLUNGEN UM DIE LITURGIESPRACHE SEIT 1990

Als der genannte Sammelband erschien und fast zeitgleich die Arbeit an einem revidierten Messbuch begann – und das meinte vor allem eine kritische Durchsicht des liturgischen Buches aufgrund der Erfahrungen in der Praxis und neuer theologischer Erkenntnisse sowie eine vollständige neue Übersetzung –, galt als Prinzip der Übersetzung der lateinischen Texte in die Muttersprache die dynamische Äquivalenz. Dieses Prinzip lag der Übersetzerinstruktion aus dem Jahre 1969 zugrunde (vgl. *Gerhards/Kranemann* 2013, 186-191). Ihre Maxime war eine Übersetzung, die die Inhalte der Orationen und der anderen liturgischen Texte wiedergeben sollte, aber in der sprachlichen Gestalt von den lateinischen Vorlagen deutlich abweichen konnte. Es kam darauf an, in der je eigenen Volkssprache das auszudrücken, was in lateinischer Sprache in den Orationen ausgesagt wurde. Nicht die Übereinstimmung von Worten und Sätzen war folglich entscheidend, sondern der gelingende Kommunikationsvorgang mit Blick auf Inhalt und literarische Form der Gebetstexte. Deshalb gibt es zwischen den Übersetzungen ins Deutsche, Englische, Polnische, Französische deutliche Unterschiede.

Vor diesem Hintergrund hat eine Kommission der deutschsprachigen Bischofskonferenzen für die Arbeit am sog. „Messbuch 2000" Anfang der 1990er Jahre „Leitlinien für die Revision der Gebetstexte des Meßbuchs" formuliert. Dort taucht das Anliegen einer inklusiven Sprache auf, das eben bereits anklang, wenn es heißt: „In den Gebetstexten ist auf ein ganzheitliches Menschen- und Gottesbild zu achten. Keine Gruppe (Frauen, Jugendliche, Kinder, Familien, Senioren, ‚Reiche' wie ‚Arme', Arbeitslose usw.) darf ausgegrenzt oder einseitig dargestellt werden. Mitglieder anderer Kirchen und Religionsgemeinschaften müssen in ihrem Selbstverständnis ernst genommen werden" (*Leitlinien* 1996, 58). Man kann über manche Texte, die damals formuliert worden sind, heute schon wieder kritisch diskutieren, aber das Zitat zeigt, in welcher Richtung man unterwegs war. Für eine Liturgie, die tätige Teilnahme wünscht und die Liturgie einer „Welt-Kirche" (*Peter Hünermann*) ist, muss in dieser Richtung weitergedacht werden.

HOFFNUNGSVOLLE ZEICHEN

Die Instruktion „Liturgiam authenticam" aus dem Jahre 2001, heute liturgisches Recht, folgt einem anderen Prinzip, der formalen Äquivalenz. Als neuer Grundsatz wird hervorgehoben, dass es bei der Übersetzung der römischen liturgischen Texte nicht primär um Kreativität geht, sondern um eine möglichst vorlagengetreue Übersetzung. „Zwar mag es erlaubt sein, die Worte so anzuordnen und Satzbau wie Stil so zu gestalten, dass ein flüssiger und dem Rhythmus des Gemeindegebetes angepasster volkssprachiger Text entsteht. Doch muss der Originaltext, soweit möglich, ganz vollständig und ganz genau übertragen werden, das heißt ohne Auslassungen und Zusätze, was den Inhalt betrifft, und ohne Paraphrasen oder Erklärungen" (*Kongregation* 2001). Ein anderer Absatz handelt von Homilie und Katechese. Demnach soll „das rechte Verständnis der Texte" in Katechese und Predigt erschlossen werden. Es wird vorausgesetzt, dass die Liturgie von Vorurteilen und Diskriminierungen jeder Art, darunter des Geschlechts, frei sei. Das habe auch für ihre Erschließung zu gelten. Es wird auf

jeden Fall abgelehnt, „den rechtmäßig promulgierten biblischen oder liturgischen Text zu verändern" (vgl. *Liturgiam Authenticam*, Nr. 29). Das ist eine sehr klare Weisung: der lateinische Text muss wortgetreu übersetzt bleiben. Wo er diskriminierend wirken kann, muss dem durch Predigt und Katechese entgegengetreten werden. Das ist ein deutlicher Rückfall gegenüber der Diskussion vor einem Vierteljahrhundert und stellt alle Überlegungen zu einer inklusiven Sprache in der Liturgie auf den Kopf. „Liturgiam authenticam" ist zuzustimmen, wo eine wirkliche Auseinandersetzung mit den Texten der lateinischen Tradition für die Liturgie gefordert wird. Dort, wo man das Dokument strikt umgesetzt hat, ist es in der Praxis gescheitert. Das Dokument kann in der vorliegenden Form nicht weiter Maßgabe für Übersetzungen sein. Es muss wieder die Frage, wie adäquat für einen bestimmten Zweck eine Übersetzung ist, im Vordergrund stehen. Wenn man die letzten 25 Jahre überblickt, dann hat sich in den „amtlichen" liturgischen Gebeten sprachlich nichts wirklich verändert. Allerdings muss man der Ehrlichkeit halber die Sprachkultur der Liturgie insgesamt in den Blick nehmen: die Einführungen, die Homilie, die Fürbitten. Hier hätte sich ja etwas entwickeln können, aber ist das wirklich geschehen? Gibt es nicht generell in der Sprachkultur der deutschsprachigen katholischen Liturgie Probleme? Die Leseordnung, lange Jahre heftig diskutiert, ist nicht revidiert worden und wird sich auch auf absehbare Zeit nicht ändern. Hoffnungsvolle Zeichen kann man dem neuen „Gotteslob" entnehmen. Mancher Liedtext, der 1990 kritisiert wurde, ist mittlerweile verbessert worden. Vielleicht muss man aber noch einige Zeit abwarten. In den letzten Jahren sind mehrfach Frauen als Seelsorgeamtsleiterinnen eingesetzt worden. Hier verändert sich etwas in der Kirche. Es wäre schon seltsam, wenn das nicht die Liturgie und ihre Sprache erreichen würde.

WAS IST HEUTE ZU DISKUTIEREN?

Die Diskussion um eine überzeugendere Sprache in der Liturgie muss fortgeführt werden (vgl. zum Folgenden *Kranemann* 2010, 21-27). Da sich Sprache entwickelt, wird diese Diskussion an kein Ende kommen. Die Liturgie bleibt dynamisch. Mehr denn je ist dafür eine neue Hermeneutik religiöser Sprache und insbesondere der Sprache in der Liturgie gefordert. Die Kunst besteht darin, die Glaubensbotschaft konsequent auf heutige Menschen, und zwar auch auf die Fernstehenden, Suchenden, mit einem Wort von Tomáš Halík „die Zachäusmenschen" hin ins Wort zu bringen (vgl. *Halík* 2011). Dafür bedarf es theologischer Kompetenz, sprachlichen Vermögens und konsequenter Zeitgenossenschaft mit Männern wie Frauen. Solche Sensibilität sowie das „Ernstnehmen der ‚Geschwisterlichkeit' im Sinne von wahrer Partnerschaft aller Menschen als gleichermaßen von dem einen Gott gewollte und geschaffene Personen" (*Einig* 1990, 560), ist unverzichtbar. Das bedeutet dann in unserem Kontext: wie können Menschen, die von außen zur Kirche hinzukommen, das Geschehen der Liturgie verstehen? Welche sprachlichen Formen, welche Zeichensprachen generell sind geeignet, eine Teilnahme am Gottesdienst zu ermöglichen? Eine heutige Hermeneutik muss die Sprache der Liturgie und damit eines wesentlichen Bereichs kirchlicher Feier und Verkündigung nach ihrer Wirkung auf Menschen befragen, die außerhalb der Kirche stehen: wo werden Barrieren aufgebaut, wo wird ausgegrenzt, wo

wird der Zugang zum „Evangelium" regelrecht verstellt? Wo ist eine „Fremdheit", eine sprachliche Komplexität durch vielschichtige Metaphern oder eine besondere Rhetorik, wo ist die Sprache der Tradition dem Gottesgeheimnis angemessen? Nicht einer Simplifizierung der Sprache soll das Wort geredet werden, die schließlich zur Banalisierung der Botschaft führt. Wohl aber einer konsequenten Befragung aller Sprache im Gottesdienst auf die Frage, wie sie von denen wahrgenommen wird, die mit Kirche und Glaube, letztlich mit der Gottesbotschaft nicht vertraut sind. Eine solche „Hermeneutik der Andern", wie ich sie nennen möchte, liegt auf der Linie der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, aber ebenso anderer Konzilstexte, die von der Kirche in der Welt von heute sprechen. Eine solche „Hermeneutik der Andern" ist gefordert von einer Kirche, die offen sein möchte zur Gesellschaft hin, die das Evangelium weitergeben und die Männern und Frauen neu die Chancen eines Lebens aus dem Evangelium eröffnen möchte.

OFFENHEIT UND DYNAMIK

Geht man diesen Schritt mit, bewegt man sich nicht mehr allein in der Diskussion um Sprache, sondern steht längst in der Auseinandersetzung um Gottes- und Kirchenbilder. Die skizzierte Hermeneutik verlangt nach einer Kirche, die sich mit der Gottesbotschaft dem Menschen, Männern wie Frauen, zuwendet und sich, wo das notwendig ist, aus der Erstarrung in einer leblosen und vertrockneten, angeblich der Tradition verpflichteten Sprachkultur löst. Mangelnde Überzeugungskraft ist kein Problem des Evangeliums, das über die Jahrhunderte seine bleibende Kraft bewiesen hat, sondern der Kirche in ihrer Zeit, die Formen von Verkündigung und Sprache je neu finden muss, um in ihnen das Evangelium weitergeben zu können. Das macht ein Kirchenverständnis unumgänglich, für das zwei Aspekte genannt seien. Erstens: gefordert ist eine Offenheit der Kirche, die sich Menschen öffnet, von ihnen etwas zu erfahren und zu lernen sucht und ihnen gleichzeitig den gelebten Glauben bezeugt. Eine solche entschieden offene Kirche kann man sich nach dem Modell der Gastfreundschaft vorstellen, also als Geben und Nehmen, als interessiertes Fragen, Sich-befragen-Lassen und Suchen nach Antworten. Die Sprachkraft von Kirche und Liturgie spielt dabei eine ganz entscheidende Rolle. Notwendig ist eine Sprache, die einer solchen Kirche und einem solchen Gottesglauben angemessen ist und ihn glaubwürdig bezeugen kann. Zweitens: notwendig ist eine Dynamik in Kirche und Liturgie, die theologisch mit dem Axiom „semper reformanda" bezeichnet wird. Eine Kirche, die sich so auf den Menschen und auf Zeitgenossenschaft einlässt und es mit dem *Aggiornamento* ernst nimmt, bleibt in Bewegung, muss offen sein für Erneuerung und Reform und sich in ihrer Sprache immer wieder selbst in Frage stellen. In ihrer Sprache gibt sich die Kirche selbst zu erkennen (*Karl-Heinrich Bieritz*). Deshalb erfordert die Sprache im Gottesdienst von Männern und Frauen, in der Liturgie aller Geschlechter, aber auch in Verkündigung und Bekenntnis eine besondere Aufmerksamkeit. ■

LITERATUR

Berger, Teresa, Das *Gotteslob* der Frauen? Eine Durchsicht des katholischen Gebet- und Gesangbuchs von 1975, in: Berger, Teresa / Gerhards, Albert (Hg.), Liturgie und Frauenfrage. Ein Beitrag zur Frauenforschung aus liturgiewissenschaftlicher Sicht, St. Ottilien 1990 (= Pietas Liturgica 7), 385–413.

Berger, Teresa, Liturgiegeschichte und Gender-Forschung. Herausforderungen für die liturgische Tradition, in: Heiliger Dienst 62 (2008) 209–223.

Einig, Bernhard, „Brüderlichkeit" und „Schwesterlichkeit" im Neuen Geistlichen Lied. Zur Frage nach einer integrativen religiösen Lieddichtung in der Gegenwart, in: Berger, Teresa / Gerhards, Albert (Hg.), Liturgie und Frauenfrage. Ein Beitrag zur Frauenforschung aus liturgiewissenschaftlicher Sicht, St. Ottilien 1990 (= Pietas Liturgica 7), 523–579.

Fischer, Balthasar, „Inklusive Sprache" im Gottesdienst. Eine berechtigte Forderung?, in: Berger, Teresa / Gerhards, Albert (Hg.), Liturgie und Frauenfrage. Ein Beitrag zur Frauenforschung aus liturgiewissenschaftlicher Sicht, St. Ottilien 1990 (= Pietas Liturgica 7), 359–367.

Gerhards, Albert / Kranemann, Benedikt, Einführung in die Liturgiewissenschaft, Darmstadt ³2013, 186–191.

Halík, Tomáš, Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute. Aus dem Tschechischen übersetzt von Vratislav J. Slezák, Freiburg i.Br. [u.a.] 2011.

Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, Der Gebrauch der Volkssprache bei der Herausgabe der Bücher der römischen Liturgie „Liturgiam authenticam". Fünfte Instruktion „zur ordnungsgemäßen Ausführung der Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die heilige Liturgie" (zu Art. 36 der Konstitution), lateinisch-deutsch, 28. März 2001, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2001 (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 154), Nr. 20.

Kranemann, Benedikt, Sprache und Sprachfähigkeit der Liturgie, in: euangel 1 (2010) H. 2, 21–27.

Leitlinien für die Revision der Gebetstexte des Meßbuchs, in: Studien und Entwürfe zur Messfeier, hg. von Eduard Nagel, Freiburg i.Br. [u.a.] 1996 (Texte der Studienkommission für die Meßliturgie und das Meßbuch der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommissionen im Deutschen Sprachgebiet 1) 55–62.